

STERNE

Leseprobe

DER SONNEN BRUDER

ROMAN

EICH-VERLAG

Leseprobe

HANS STERNEDER

DER SONNEN BRUDER

Roman



Originalausgabe erschienen im
L. Staackmann Verlag, Leipzig 1922.
Bis zum Jahre 2002 sind 13 Auflagen erschienen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

2. Auflage 2023
© 2008 Thomas Eich-Verlag, Werlenbach
Alle Rechte vorbehalten

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Umschlaggestaltung und Satz: Thomas Eich
Druck und Bindung: PRESSEL Digitaler Produktionsdruck
Printed in Germany

Besuchen Sie uns auch im Internet:
www.eich-verlag.de

ISBN 978-3-940964-33-5

Erstes Kapitel

Es war um die Stunde, in der die Märchen lebendig werden.

Ein heißer, strotzender Julitag hatte vom Lerchenstieg bis zur Sonnensinke mit seiner ganzen Glut über der Chiemseelandschaft gebrütet und schickte sich nun allgemach an, zur Ruhe zu gehen. Das Sonnenrad hatte sich dabei so heiß gelaufen, dass es mit einem Male zu brennen begann. Das rief einen ungeheuren Aufruhr an der gewaltigen, azurblauen Himmelslocke hervor, denn in hingebendster Anbetung waren ganze Scharen mächtiger, weißballiger Wolken dem göttlichen Gestirne gefolgt, teils um ihm Verehrung zu bezeugen, teils um ihm kühlende Schleier zu reichen. Und nun brannte die Sonne und lohete derartig gewaltig, dass selbst die größten Wolken wild aufgrellten und die Flammen des brennenden Rades das traumhafte Weiß der Himmelschiffe in glutendes Rot verwandelten. Die kleinen Segler und Boote jedoch, die sich zu nah ans Lichtrad gedrängt hatten, waren im Augenblick prangend vergoldet. Über den ganzen Himmel warf sich der Feuerschein und erhellte die Kuppel des göttlichen Domes mit jenem erhabenen, feierlich stimmenden Licht, wie es ehrwürdige gotische Gotteshäuser erfüllt, wenn sie vom duftenden Schein unzähliger Wachskerzen durchflutet sind. Und was sich am Himmel in grandioser Farbenpracht abspielte, das fing der unübersehbare Spiegel des auengesäumten Sees auf, so dass es aussah, als hätten Scharen von Bergmännchen verborgene Tore am Boden des Sees geöffnet, aus denen die Flammen ihrer unterirdischen Erzen brachen. Der östliche Teil des Sees aber wurde von dem Gestirn des Tages in einen so gewaltigen Goldschatz verwandelt, wie ihn kein Fürst der Welt, selbst nicht einer aus den Sagenländern des Orients, besaß.

Jedes Wesen, ob Mensch, Tier oder Pflanze, war von diesem

Geschehen erfüllt und es schien plötzlich, als hielte die ganze Natur den Atem an.

Es ging wie ein Beten über die Erde und den Himmel. Und nachdem das inbrünstige Gebet beendet war, stimmte jedes Geschöpf, nach Art und Können, in einen brausenden Choral ein, der so wundersam klang, dass es war, als ob Gottvater selber spräche.

Und so war es auch.

Er hatte sich im Weltenraume zurecht gesetzt und die Erde als Seinen Fußschemel genommen. Und so kam es, dass es in dieser Stunde seltsam feierlich auf der Erde war. Und dass ein Lobpreisen und Danken von diesem kleinen Gestirn aufstieg wie von keinem andern in dieser Stunde. Und wie hätte es auch anders sein können, da doch Gottvater seine Füße auf ihm ruhen ließ!

So war denn Sein Leuchten am Himmel und auf allen Wassern, ein Singen und Flöten und Schmelzen von jedem Gezweig und ein derart berauschendes Honigduften aus allen Kelchen, dass selbst die Schmetterlinge ganz trunken wurden und verwirrt von Blüte zu Blüte taumelten, ohne sich setzen zu können.

Fische stiegen an die Oberfläche und wollten vor Freude Kringel in die bewegungslose Goldfläche stoßen, hielten aber immer wieder im letzten Augenblick inne, so groß war ihre Verehrung vor dem feierlichen Gesetz der Harmonie, das auf den Wassern lag.

Die uralten Bäume in den weit sich dehnenden Auen, die besonders am Nordufer des Sees tief in das Sumpfland hinausgedrungen waren, hielten ihre starken Arme dem Schöpfer entgegen, auf dass Er die unzähligen Nester segne, welche die Vögel in ihr Gezweig gebaut und in denen sie mit Glücksschauern, die unter der Rinde bis zu ihren Wurzeln hinabrieselten, die zweite halbflügge Sommerbrut wussten, tausend neue, selige, noch ungesungene Lieder ahnend.

Als dies der Ewige sah, ging ein leises Lächeln über Seine Züge.

Da begann im Süden der Firnkamm der Alpenkette überirdisch zu leuchten wie die Edelsteine am Gralskelch von Montsalwatsch.

Tiefer und tiefer rollte das brennende Rad, doch leuchtender und prangender wurden die Farben am Himmel.

Es war wie ein berauschendes Feuerwerk, wie ein Fest der Götter. Und so war es auch.

Denn es war der Scheidegruß, den die Majestät der Sonne der betrübten Sternbrüdergemeinschaft des Krebses gab, in der sie einen Monat lang geweilt und aus der sie in dieser Nacht für elf lange Monate scheiden würde, um kommenden Tages ihre Regierung bei den Lichtfürsten des königlichen Löwen anzutreten.

Das aber erfüllte die Gestirne des Krebses mit wehem Schmerze, denn wer kann den Hohen von sich gehen sehen, ohne unruhig zu werden! Und so gab der leuchtende Gott seinen trauernden Gastgebern im Weltenraum dies bitterfeierliche Scheidefest.

Doch die Göttlichen wissen, wann es genug ist.

Und so kam es, dass sich der Gott des belebenden Lichts leise, fast unmerklich aus dem brausenden Feste zog, als alle Chöre noch tönten und alle Lichtkünste noch lohten.

Allgemach aber brannte Kerze um Kerze am großen Himmelssaale ab.

Doch siehe, mit einem Male kam ein erneutes Aufglühen aus dem Grunde des Sees, so feierlich, so unaussprechlich, dass jedes Wesen, das den Ewigen Vater erkennen konnte, wusste, dass seine wahre Heimat nicht hier auf Erden sei und der Allmächtige über den Räumen der Welten auf den Heimgang aller seiner Kinder harre.

Täglich um diese Stunde, wenn das Sonnengold zu zerfließen

beginnt, harrt der See auf ein zauberhaft schönes Bild über sich. Siehe, da ist es wieder! Goldgeränderte Seerosen hauchen über ihn. Es ist eine im hellen Widerscheine des Lichtes märchenhaft dahinschwebende Schar von Silberreihern, die den nördlichen Auen zustreben, deren hohe Eichenbäume ihre Horste bergen. Wie weißballige Wolken, deren Ränder mit goldigrotem, grellem Schimmer eingesäumt sind, ziehen sie über den farbenrunkenen Abendhimmel, mit gelassenen Ruderschlägen ihren Schlafbäumen zusteuern, die langen Stelzen zurückgestreckt, den Hals weit nach hinten gelegt, so dass der blendend leuchtende Silberschmuck der Schopffedern leise im Luftzuge weht.

Geisterhaft gleiten sie über den klaren, dunklen Augensterne des Sees, bis sie mit lautem Freudengekreisch und heftigem Flügelschlag in ihren Horsten einfallen.

Die Bäume und Blumen am See, deren Wurzeln im Wasser stehen, spüren die Erregung und freuen sich mit. Grüßend lispeln die Erlen, unauffällig überzittert es die schmalen Blättchen der Weiden. Ein Rudel Blässenten, die im dichten Gewirr einer breiten Seerossensiedlung gründeln, hebt die Köpfe und eine von ihnen, der alte Erpel, steilt den grünblau schillernden Kopf in die Höhe.

In der Nähe der Blässenten stochert ein Regenpfeifer am kurzgrasigen Ufer, so geschäftig, dass er der Einzige scheint, dem das Schauspiel entgeht.

Am Himmel sind allgemach die letzten Farben verglüht und majestätisch steht er mit wenigen, stetig zerfließenden Wolken in seiner Einsamkeit.

Waren die stolzen Segelschiffe des Luftmeeres in die Tiefe gestürzt? Hatten sie sich unmerklich heruntergesenkt in die breiten Auen des Sees?

Fast konnte man es glauben, denn rings von allen Ufersäumen wogte und kroch es behutsam in weißfahlem Hauche her-

aus, allmählich dichter werdend, sich hehend, bewegend, dort Sträucher umtanzend, hier den langen Schilfbusch überschleiernd, dabei sich ständig verdichtend und als bewegliches Tuch über das Wasser spannend.

Mild und klar hatte sich der Abend über den Chiemsee gesenkt.

Ein leiser Wind kam und strich kühlend durch die heiße Luft. Wie ein wohliges Seufzen ging es um den ganzen See. Drückend hatte die Glut des Tages auf allen Bäumen gelegen, nun holten die Kronen zum ersten Mal tiefen Atem. Wohlig durchrieselte es sie von den Blattspitzen über das feine Geäder bis tief in die Wurzeln, und was der eine Baum fühlte, war auch des andern Erleben, denn sie, die Treuen, die sich nicht hatten entschließen können, die Anhänglichkeit zur Mutter Erde gegen rastlose Unstetigkeit einzutauschen, wie es Mensch und Tier getan, bildeten noch immer jene schöne, tiefe Kindes- und Brüdergemeinschaft, wie sie in den Urtagen herrschte. Und so war es gekommen, dass die Unsteten, jedes auf eigene Faust, den Kampf ums Leben führen mussten, während sie, die Schweigsamen, Beharrlichen treu im mütterlichen Boden hafteten und sich ebenso wenig voneinander zu trennen brauchten, wie sie sich nicht von der großen Mutter gelöst hatten und darum noch im glücklichen Besitz der Allseele waren, die ihnen jenes tiefste, nur ihnen gemeinsame Wissen vom Wohl und Wehe des Bruders bewahrte.

Und die Tiere, die den Pflanzen nähergeblieben sind als die Menschen, können diese stille, aber wunderbare Sprache lautloser Empfindungen verstehen und werfen ebenfalls ihr Glück und Leid in dieses große Raunen, das bei ihnen bereits Schrei und Ton ist. So ist also ein tiefes Verstehen zwischen Bruder Tier und Bruder Pflanze.

Leise und kühlend strich der Abendwind über die Wasser des

Chiemsees, wehte in die stillen Buchten hinein, bewegte den hauchzarten Blütenflor weißer, ins Grün schimmernder Blätter gebetteter Seerosen und verfiel sich in einem dichten Wald von Schachtelhalmen, die mit ihrem zierlichen und wundersamen Bau jedes Menschaugen entzückt hätten. Weich und zart lispelnd wiegten sich die geschmeidigen Blätter der Weiden, die vielfach weit über das Ufer hinaus hingen, in erregtem Tanz, während die Blütenrispen der gliedersteifen Rohr- und Schilfhalme unwillig gegen diese anstrengende Bewegung aufraschelten.

In all dem Pflanzengewirr der verschwiegenen Bucht blinkt eine freie Stelle, aus der das kristallklare Wasser wie ein heiteres, beredtes Auge glänzt, in dem die breiten Dolden des gefleckten Schierlings und die federleichten und waghalsigen Winden, die gar nicht hoch genug an den Stängeln der andern dem Lichte entgegenklettern konnten, ihr Spiegelbild schauen.

Und immer wieder steigen dazwischen die hauchzarten Nebelfrauen aus dem Wasser und tanzen ihre lockenden Reigen.

Über ihnen kreisen und tollen ganze Ballen von Mücken mit ihren winzigen, wie sonnbeschienene Schneesplitter leuchtenden Flügeln; summen dazu ihr heiteres Abendlied und haben ihre besondere Wonne daran, sich immerzu bis dicht über den Wasserspiegel zu senken, von wo sie sich ständig brodelnd emporschrauben. Im raschelnden Schilfgestänge singen und flöten die Rohrsänger und emsige Zwergdommeln klettern unter leise flatternden Blättern. Zwischen den hohen Halmschäften aber plätschern und tauchen Enten und immer wieder kommen neue Trupps angeflogen, die mit lautem Geklatsch auf den stillen Spiegel der Bucht fallen, so dass die kleinen, zierlichen Wasserhühner erschreckt aus ihrer beschaulichen Behaglichkeit aufrappeln und flügel Schlagend über das Wasser rennen. Und die Ringe verzittern in immer weiteren, unmerklicher werdenden Kreisen und wieder liegt der See

in seiner feierlichen, großen Harmonie, der Gemeinschaft alles Lebens eine leise Ahnung gebend von der Erhabenheit des Vaters aller Dinge.

Und horch, da tönt in diese große Ruhe ein unbeschreiblich holder Klang, von Liebe redend und von Frömmigkeit, der Freude in die Herzen trägt und Zuversicht, Bekümmerte laben und Starkschaffende zur Demut gemahnen will, ein Klang, der vom Segen der Arbeit redet und von der Glückseligkeit heimatlicher Geborgenheit und der den Menschen und allen Geschöpfen sagen will, wie arm und wertlos ein Leben sei, das nicht in den tiefen, innigen Glauben frommer Gottesfurcht gebettet ist.

Es ist das Läuten des Angelusglöckchens, das alle Abende um diese Stunde vom Turme der Fraueninsel über die andächtigen Wasser zittert, während die stummen Klosterfrauen in inbrünstigem Gebete knien und alle die Gnade Gottes erahnen und am Saume erfassen lässt, die reinen Herzen sind.

Der Friede sei mit euch, geht es raunend über den See in das Land hinaus und: Meinen Frieden gebe ich euch, spricht es wieder. Ach, so ihr den Frieden habet, habt ihr den Schlüssel zur ewigen Glückseligkeit. Lasset den Kampf, lasset die Müh, löst euch vom Leid und löst euch von irdisch vergänglicher Lust! Suchet nur eines und gehet ihm nach: Suchet den Frieden eurer Herzen! Denn sehet, so ihr diesen Frieden habet, habet ihr Gott. So ihr aber Gott gefunden habet und in ihm lebet, ist das Himmelsreich euer. Darum berget euch warm in die Falten des Mantels der Liebe unseres Herrn und Gottes.

Und nun war es, als ob der große Prediger Luft einsöge, um weiterzusprechen, doch er sprach nicht mehr, er hatte geendet und kein Wort drang mehr in die tiefe, lauschende Andacht.

Am Himmel ist längst das letzte Licht des Sonnenwiderscheines verblasst und immer blauer, immer satter wird sein Grund.

Der Tag ist müde geworden, hat sich lang und behaglich hin-

gestreckt und zieht die Hülle des Abends fester um sich. Und diese Hülle ist so wundervoll weich, so weich wie nichts sonst.

Aus dem Holz klagen Waldeulen, Dommeln brummen und trommeln im lispelnden Rohr und immer wieder klingeln Enten über das laue Wasser. Die Seerosen haben die Augen geschlossen und schlafen. Zwischen ihnen und draußen im weiten Spiegel ziehen und streifen dickleibige Karpfen, schnalzen und klatschen übermütige Lachsforellen, die unermüdlich in die Luft schnellen, und wenn sie einander begegnen, machen sie mittels ihrer Brustflossen halt, bewegen den Schwanz, treiben das Wasser mit ihren Rudern bald stärker, bald schwächer, nähern sich dicht oder drängen die Wellen ihres Elements mit der Breitseite des Körpers zueinander und führen so mit dem ständig wechselnden Druck des wellenden Wassers, den sie mit ihrer empfindlichen Seitennaht aufnehmen, eine höchst geheimnisvolle Sprache miteinander.

Da plötzlich warnt es vom Walde her.

Ein Buntspecht ist's, der Bedrohliches sah und es meldet. Und die Krähen, die in den buschigen Kiefern sitzen, nehmen das Signal auf und quarren und kreischen aus wütendem Halse. Da weiß alles ringsum, dass ein tödlicher Feind naht! Greinend verducken sich die Meisen mit kurzem, hellem „Terretet“ und unermüdlich stoßen die Grasmücken, die ständig wachen Warner, ihr hartes „Teck, teck“ aus, das so spröde klingt, als schlugen dörfische Buben steinharte Kiesel aneinander.

Alles, was sich zuvor noch so lebhaft und laut auf dem Wasser, am Ufer, drinnen im Röhricht und auf allen Ästen von Strauch und Baum schreiend und schnatternd, singend und lockend geregt hatte, ist wie von der Erde verschluckt und selbst das ganze Froschvolk sitzt zuckend vor Aufregung, mit angstblöden Augen unten am Boden der seichten Ufer.

Das alles, vom Signalschrei des Buntspechtes an, die ganze

Kette der Warnungsrufe durch, geschah in der Spanne kaum zweier Atemzüge und schon ist der grausame, unheimliche Würger in den Frieden des Sees eingebrochen.

Totenstille herrscht plötzlich. Aus der Dämmerung löst sich gespenstisch ein braunes Ungeheuer, das mit brennenden Augen und gewaltigen Schwingen wie ein Schatten über die Aukronen fällt, geisterhaft lautlos den Schilfswald überhuscht, kalten Todesschauer hinter sich lassend, wie ein Pfeil über den See hinauschießt, mit Riesenschlägen über das Wasser klatternd, mit einem Male rüttelnd in der Luft steht und sich dann zum Ufer wendet, wo es hinter den Schleiern einiger nebelumtanzter Weiden verschwindet.

Doch die Geschöpfe des Sees wissen, dass der Feind noch zwischen ihnen ist. Kein noch so leiser Seufzer dringt aus geängstigten Kehlen. Zu groß ist das Grauen vor dem tückischen Unhold. Wo der Schatten seiner Schwingen hinfällt, lähmen Angst und Schreck jede Bewegung.

Jeden Abend bricht der gefiederte Tod um die Stunde der ziehenden Nebel in den Frieden des Sees und jeden Abend holt er seine Opfer. Hass und Entsetzen vereint alle Tiere im weiten Umkreise gegen den furchtbaren Würger und gegen keinen haben sie einen so ausgedehnten Späherdienst eingerichtet wie gegen ihn. Alles was Haare, Federn oder Schuppen hat, ist gegen ihn vereint.

Listig die Nebelschleier als Deckung nutzend, taucht er plötzlich an der Uferwiese der Bucht auf, saust gegen die riesige Eiche hin, auf der zuvor der Mäusebussard blockte, zieht mehrmals kreisende Ringe um ihre weitauslegende Krone, hebt sich höher und höher und ist plötzlich zerronnen zum Punkt. Und dann ist wohl irgendein Vogel gekommen und hat es gefressen, das hässliche, scheußliche Insekt! So hat wohl der kleine Junghase geträumt, der sicher im Versteck hockte und der zu schnell wieder

Mut bekommen hatte wie alle die, die Träumer sind. Lustig hoppelt er aus der geschützten Stelle, die Hinterpfoten ordentlich vor Behagen emporwerfend.

Jählings war da ein wildes, wuchtiges Brausen über ihm in den Lüften, dass es klang wie von brechenden Schwungfedern und die Luft dabei piff.

Dicht über dem Boden reißt der Räuber die weiten Schwingen auseinander, steckt stoppend den gespreiteten Schwanz nach unten, und den abgeschwächten Sturz in eine wunderbar unnachahmliche Kurve überleitend, greift er im Fluge das Häselein und trägt es mit katzenähnlichem Triumphgeschrei über die Wiesen davon.

Alles am See ist wie vom Alp erlöst.

Jedes weiß: Für heute ist Ruhe; heut kehrt sie nimmer zurück, die grausame, unheimliche Rohrweihe.

Eine Nacht lang haben sie Ruhe vor ihr.

Wer von ihnen aber mag morgen in ihre Fänge geraten? Doch die Tiere sind anders geartet als die Menschen. Zu sehr lieben sie die Freiheit ihres Lebens, als dass sie lange Trübem nachhingen. Morgen wird ja doch nur geschehen, was ihre große Mutter über sie verhängt hat.

So wispert und huscht es, piept es und klatscht und gluckst es bald wieder tausendfältig in hellster Lebensfreude und Rührigkeit im Weichbild des Sees.

Oben am Himmel aber prangen die ersten Sterne. Schnell bricht nun die Nacht herein. Eine wundersame, zauberhafte Julinacht. Keine lärmende, störende Farbe, blau, alles, alles blau. Samtblau. Ruhig und gleichmäßig atmen die Bäume; im ersten süßen Schlummer liegen die Blumen. Im Traume fühlen sie das leise Beben der Wurzeln ihrer großen Geschwister, nehmen sie unbewusst an ihren Reden teil.

„Brüder“, beginnt die uralte, gewaltige Eiche langsam und

feierlich zu raunen, „heute ist wieder jene gnadenvolle, heilige Nacht.“

„Wir wissen es, Bruder“, wellt und strömt es von allen Seiten durch die Erde zu ihr. „Und wir warten auf sie.“

„So ist es gut, dass ihr es wisset“, fährt die Gewaltige fort. „Achthundert Jahre stehe ich nun schon hier und es ist kein Bruder mehr im ganzen Seebann aus jener ersten Zeit; ich bin der älteste, darum darf ich zu euch reden.“

„Du sollst es, Bruder, wir bitten dich.“

„Achthundert Jahre wurzle ich hier und ihr alle habt euch um mich geschart, habt Liebe, Vertrauen zu mir getragen und mich zu eurem Führer erwählt. Durch alle Jahre gehen die Ströme eures heißen Strebens zu mir. Da hat es dem Ewigen gefallen, mich zu eurem Lehrer zu machen.“ Die Eiche schwieg eine lange Weile, dann sprach sie weiter. „Heute nun wieder ist jene segenvolle Nacht, die Nacht des Aldebaran, und in wenigen Stunden wird sie sich erfüllen; wird das Sternbild der Gnade sich auf den Himmel drehen. Wohl denen, die den Tag wissen! Wehe denen, die ihre Seele auch in diesen Stunden der Rede des Ewigen Vaters verschließen! So höret ein Großes! Hohe Gnade ist uns widerfahren! Ein Heiliges soll in dieser Nacht geschehen: Wir werden einen Elf bekommen, der uns mit lieben Händen aufwärts führt, aufwärts zu Gott.“

„Oh, Bruder, weiser Vater, o sag, ist es möglich, verstehen wir dich recht?“, so bebt es von allen Seiten zu ihm.

„Ja, Brüder, ihr habt mich recht verstanden. In dieser Nacht, unter der Gnade des Aldebaran, wird ein holder, zarter Elf meinem Leibe entsteigen. Diese Nacht noch wird uns ein Helfer werden, der uns erlöst!“

Da ging ein Beben der Freude und Ehrfurcht durch die Erde, so stark, so machtvoll, dass jeder tagwach wurde, und bald ward die Gnade, die den Eichen widerfahren sollte, rings um den

ganzen See offenkundig. Die Bäume sagten es den Vögeln, die in ihrem Gezweig hausten, die Blumen lispelten es erregt den Insekten zu und jene, die im Wasser standen, teilten es dem großen, feuchten Elemente mit, das die freudige Kunde wieder an die Fische weitergab.

Rasch verbreitete sich die Botschaft. Sie alle fühlten, welche Nacht heute war, und warteten auf das Erscheinen der leuchtenden Worte des Schöpfers, die er als funkelndes Sternbild auf das Himmelszelt schreiben würde. Die tiefblaue Nacht ist bis zum Rande erfüllt von fiebernder Freude. Dazu raschelt leise der ewig aufgeregte Wind im Rohrwald, die Schilfsänger stimmen das allerwunderlichste ihrer Lieder an und die große Rohrdommel trommelt ihr raues, schwerfälliges „Ü-prump, ü-prump“ in die Nacht hinaus.

Es ist ein Fluten und Wogen von Lauten, ein Schwirren und Huschen und Wischen von flatternden Schatten und webenden Schemen wie in einem weltenrückten Zauberwald. Da, plötzlich, scheint ein Wahnsinniger in den unheimlichen Spukwald gebrochen zu sein, denn bald von dieser, bald von jener Krone tönt sein scheußliches, markerstarrendes Hohngelächter, so klagend und unheimlich, so langgezogen, heulend und wimmernd, dass es ist, als trieben böse Dämonen ihr widerwärtiges Spiel. „Huu-huhuhu, huhu“ ächzt, jammert und klagt es aus finsterner Höhe, noch einmal und noch einmal, und erstirbt, verendet in einem kläglich-erbärmlichen, endlos ausstöhnenden „Hu-u-u-u“. Und nun hebt es von drüben an. Peinvoll, martervoll, und legt sich bleischwer auf die Seele. Es ist der Totenvogel, der munter geworden ist! Bald hier, bald dort ertönt sein Wimmern und Seufzen, von irgendwo, aus einem Ort, den man nicht ergründen kann, und plötzlich streicht ein weicher, leiser Flügel vorbei, langsam und geisterhaft, dass Entsetzen die Seele erfüllt, denn so kann nichts Irdisches fliegen!

Und das Gespenst mit seinem fratzenhaften, von rundem Federkranz umsäumten Gesicht huscht niedrig am Boden dahin, schlägt hier eine Grille, dort eine Maus und drüben unterm Huflattichblatt einen Frosch.

Und während eines dieser unheimlichen Geschöpfe jagt, scheint das andere die Tiere zu bannen, denn ununterbrochen tönt das schaurig ersterbende Klagen durch die Aufinsternis, beharrlich durchbrochen vom wütenden, laut aufbegehrenden „Kuwiff, kuwiff“ des Steinkauzes.

Wie Erlösung aus der Unterwelt, in die die Lichter der Himmelsporten brechen, flutet unerwartet eine magische Helle in das webende Duster der dunklen Unheimlichkeit.

Gleißend steht die Scheibe des Vollmondes am östlichen Horizont.

Unmerklich steigt sie empor, wie ein übervolles Füllhorn ihre Lichtströme auf die Erde gießend. Wie eine Silberplatte glitzert die Fläche des Sees; gespensterhaft spiegeln sich in ihr die schwarzen Schatten der wiegenden Binsen. Bleich liegt der Glanz des Mondes auf dem Röhricht. Wo seine Zauberstrahlen die Nebeltücher treffen, beginnen sie zu wellen, sich zu bewegen, zu steigen, werden sie durchsichtiger und sind mit einem Male zerflossen, ganze Landzungen aufschimmernder Seerosen freigebend, die von den Kräften des magischen Gestirns aus den unterirdischen Gärten der Nixen gehoben scheinen. Weich wie eine junge Katze mit samtenen Pfötchen spielt sein helles Licht mit den Blättern, rieselt die Äste und Stämme hinunter und weckt manchen Kleinwicht aus seinem Versteck in der Rinde.

Es ist zehn Uhr nachts.

Wie ein Zauber hat das Aufgehen des Mondes auf die Natur gewirkt. Geheimnisvolle Kräfte sind mit einem Schlage entbunden und durchfließen die Erde, das Wasser, die Luft, und Höhe und Tiefe scheinen in ein riesiges magnetisches Feld verwandelt.

Und alle Kinder der Mutter Natur, Steine, Pflanzen und Tiere, wissen davon und freuen sich ihrer Geschwister aus der Hauchwelt, die nun bis zum ersten Sonnenstrahl in Erscheinung treten und zu ihnen kommen dürfen, solange die starken, magischen Ströme, durch den mächtigen Willen des gewaltigen Zauberers Mond gesammelt und wieder verteilt, durch die Räume fließen.

Alle Wesen des Sees wissen von dem beherrschenden Einfluss, den der Mond auf die Zeugung und Erhaltung ihres Seins hat.

Dies wusste vor allem auch die alte, erfahrene Eiche und so ward ihr offenkund, dass in der heutigen Nacht der Eichenelf in ihr sich gebären würde.

Auch die Tiere empfinden dies instinktiv und werden von einem aufwirbelnden, leidenschaftlichen Lebensdrang erfüllt.

Von den taufeuchten, schimmernden Wiesen des Fruchtlandes fließt mit einem Male eine derartige Welle von Grillengezirp herein, dass der See einen Augenblick benommen den Atem anhält.

Es ist, wie wenn plötzlich Türen zu einem unsichtbaren Musiksaal geöffnet worden wären.

Dann aber stimmen die Rohrsänger, wie wenn sie in offenen Wettbewerb mit der großen Symphonie der Ebene treten wollten, mit gesteigerter Kraft erneut ihr Konzert an und es ist ein brausendes, hinreißendes Hohelied der Schöpfung selber, in welchem sie keinen Ton vergessen, durch den ihre Mitbrüder sich äußern. Und so klingt es bald wie das Knarren der Bäume und Rascheln des Schilfs, das Klatschen der Wellen, Schnalzen der Fische, dann wieder das Schilpen des Spatzen und das Miauen des Bussards! Und nun scheint ein Star zu pfeifen! Plötzlich flötet eine Amsel hinein und nun ruft gar ein Kuckuck dazu! Steht die Welt auf dem Kopfe? Die Tagsänger haben doch zu schweigen des Nachts! So ist es ja auch, nur die drolligen Kobol-

de im Rohrwald nehmen sich die Freiheit, sie ein wenig nachzuahmen.

Und mitten hinein in dieses Doppelkonzert, das See und Flur sich geben, schallt plötzlich laut und glockenklar der alles über-tönende, heimatwarme Schlag der Wachtel vom Felde her: „Pickwerwick, pickwerwick.“ Wohl ein Dutzend Mal. Dann setzt er aus. Und nun antwortet eine zweite Wachtel und bald tut aus der Ferne eine dritte mit. Mit einem Mal ist die ganze Flur ein einziges Wachtellied.

Feierlich zieht der Mond dabei höher und höher am Himmel seine leuchtende Bahn.

Beinah taghell ist die Nacht. Morgen soll er in das Luftzeichen des Wassermanns eintreten. Da übt das Sternbild des Steinbocks noch einmal all seine Macht aus, die ihm durch die saugende Wirkung des vollen Mondes gegeben ist. Immer stärker werden die magnetischen Ströme, die sich auf die Erde ergießen.

Und siehe, während die Vögel musizieren und die Blumen berauschend duften, werden plötzlich die schönsten Märchen der Menschen lebendig.

Ringsum entsteigen unzählige spannlange Gnomen der Erde, wie an ersten kühlen Herbsttagen unvermittelt die unirdischen Blüten der Zeitlose aus den Wiesen sprießen, trappeln geschäftig zu Blumen und Sträuchern, legen ihre kleinen Arme um sie und lieblosen sie. Und findet einer der Wichte einen schlaftrunkenen Schmetterling, nimmt er ihn behutsam in seine Hände und freut sich an ihm, wie sich Kinder freuen an hellen, glänzenden Dingen. Dort wieder hockt einer bei einem großen, glatt geschliffenen Kieselstein, nickt und redet unausgesetzt auf ihn ein, wie wenn ein Wesen in ihm wäre, und siehe, plötzlich entschwebt dem Stein ein kleines Wölklein, eine ungemein zarte, ätherfeine Gestalt: ein Berggeist, die Seele des Steins, der sich

zum Erdmännchen setzt, und endlos wissen sie nun zu erzählen von ihren Erlebnissen und ihren Erfahrungen. Viele scheinen zu spielen, manche nach etwas zu suchen, und bald dort, bald da steht einer, der den bärtigen Kopf im Nacken hat und zum gestirnten Himmel emporguckt. Am liebsten aber reden sie mit den Blumen und lieblosen sie. Immer wieder geraten sie in hellen Jubel, klatschen die Hände zusammen, winken einander und knien verzückt nieder, wenn sie neuerlich ein honigschwerer Duft betört, der aus einem Blütenkelch strömt, und ganz glücklich können sie werden, wenn sie im weichen Staubgefäßbettchen ein kugelförmiges Käferchen entdeckt haben.

Tiefe Andacht aber scheint sie zu erfüllen, wenn sie in einem der Blütenwunder den runden, glashellen Diamanten der Nacht finden, den unsichtbare Nebelfrauen hineingelegt haben.

Mit ganz besonderer Ehrfurcht jedoch stehen sie vor Blumen, die weiße Blüten tragen. Denn sie wissen, dass Weiß die heißbegehrte Farbe jeder Pflanze ist, die Farbe der Vollendung, der Erfüllung, der sie alle zustreben, und dass jene, die sie zu entwickeln vermag, die Auserwählte ist, der die andern in ihrem Umkreis, die von einer gemeinsamen Allseele durchflossen sind, ihre Kräfte und all ihr Trachten zuwenden, um sie zur Schönsten zu machen; denn nur durch die Hilfe aller, die zur Verkörperung einer Gesamtseele gehören, ist es möglich, dass die durch ihre Sehnsucht und Liebe Herausgehobene zur vollen Entwicklung kommt. Und die Erdmännlein wissen sehr wohl, dass diese höchstentwickelte Blume die Wesenheit der gesamten Schwestern an sich genommen hat und in sich trägt und dass ihr die hohe Gnade geworden ist, Meisterin und Lehrerin aller Übrigen zu werden. Sie wissen, dass in dieser weißen Schwester der Elf sich verkörpern wird, der die Aufgabe hat, ihre zurückgebliebenen Geschwister, die ihr zum Höchsten verholfen haben, ebenfalls zum Höchsten zu führen.

Und diese weißen Führerinnen halten gerne lange und tiefe Gespräche mit den Brüdern der Erde, um ihre Erfahrungen zu vertiefen, denn viel ist es, was jede Blume wissen muss, um den Zweck ihres Seins richtig zu erfüllen, das nicht allein in der Lebenssaftbereitung, dem Zellenbau und im Blühen und Fruchtbilden besteht, sondern dem großen, alles umschließenden Gesetze sich einzuordnen hat, das neben vielem andern das Ansammeln von Heilkräften in Wurzeln, Stiel und Blättern oder das Bereiten der Nährstoffe für die Insekten befiehlt.

Doch die zwergenhaften Kinder der Erde sind nicht die Einzigsten, die die Seenacht beleben. Plötzlich teilt sich die schlafende Seerosenhalde und aus der stahlblauen Flut heben sich Kopf, blendende Schultern und wonnige Brüste eines überirdisch schönen Weibes. So verharrt die Wasserfrau zwischen den Blüten, die Rosen des Wassers mit gertenschlanken Händen umspielend.

Da bemerkt ihr Auge, wie es den klaren, ruhigen Spiegel des Sees betrachtet, auf dem die Sterne des Himmels liegen, das berückende Funkeln Atairs im Adler, der wie ein Leuchtkäfer in märchenhaften Südseenächten glüht. Und die betörende Nixe überkommt Verlangen, sich den schimmernden Käfer in das weit über den Nacken hinabfließende Haar zu setzen. Hurtig schwimmt sie hinaus, doch wie groß ist ihre Verwunderung, als sie dicht vor dem strahlenden Sternkäfer steht und ihn nicht greifen kann. Dafür taucht seitlich vor ihr eine zweite holdselige Schwester auf und so gleiten sie nun eine Weile gemeinsam in lieblichstem Spiel durch die Wellen. Dann aber, des Spielens müde, nimmt das erste Weib seinen Weg zur Bucht, wo die alte achthundertjährige Eiche steht und der große, glatte Kieselstein liegt, und steigt in wundervoller Schönheit des Leibes ans Ufer. Laut rauscht der Baum auf und die schöne Undine hebt die Hand und erwidert den Gruß.

Wie überrascht ist sie aber, als sie neben dem vertrauten Stein den mit dem Erdmännlein in ein Gespräch vertieften Berggeist sieht.

„Die Harmonie des Ewigen sei in uns!“, grüßt sie die beiden.

„Die Liebe der Menschen komme zu uns!“, entgegnet der Berggeist. „Du bist überrascht, Schwester, dass du meine Stunde erfüllt siehst“, fährt er freundlich fort.

„Ja, Bruder Stein, das bin ich; doch ich freue mich mit dir. Aber ich fürchte, dass ich euch störe.“

„Wie könntest du dies, holde Schwester; wir Kinder unserer großen Mutter haben nicht das Geringste, das uns voneinander trennt. Komm und setz dich neben mich, wie du es so oft getan hast in mondhellen Nächten. Und höre, was unser Bruder spricht!“

„Du stelltest eben die Frage, wie es unten in der Erde sei und wie wir Erdmänner dort hausen können“, begann der Gnom. „So wisse denn, dass es sich bei uns mit der Erde ebenso verhält wie bei unserer Schwester Undine hier mit dem Wasser. Der Ewige hat vier Elemente geschaffen und ebenso wie unsere großen Geschwister, die Sylphen und Windgeister, in der Luft leben und die Salamander im Feuer, ebenso lebt unsere Schwester im Wasser und lebe ich in der Erde. Und du musst das so verstehen, dass ganz dasselbe, was für jene die Luft oder das Feuer ist, für uns Wasser oder Erde ist: unser Element, in dem wir leben können. Und so wie die andern Geschwister sich in ihrem Element bewegen, so können wir es in unserem.“

„Wie soll ich dies Letztere richtig verstehen, Bruder?“, fragt der Berggeist.

„Als du noch Stein warst, da war dein Leib grobstofflich, grobstofflicher noch als der der Menschen. Nun, da du alle Erfahrungen deines Steinlebens gesammelt und dich aus der Materie befreit hast wie unser rauschender Bruder drüben, der heute

Nacht noch einen Elf gebären wird, fühlst du alle Schwere von dir genommen und deinen Leib so feinstofflich, dass ihn kein gewöhnliches Menschenauge erschauen kann – es wäre denn ein Mensch, den die ganze Liebe und der ganze Glaube seines Herzens inbrünstig zu Mutter Natur hinzieht und dem sie dann die Schleier von seinen Augen nimmt, damit er die verborgenen Welten und Kräfte sieht, die der Schöpfung Urgrund sind.“

„Ja, wahrlich, Bruder, ich fühle mich so leicht, wie ich das all die Tausende von Jahren nicht gekannt habe, in denen ich in diesem See und an seinem Ufer lag und die Erfahrungen von Wasser, Erde und Luft, von Sonnenglut und Kälte sammelte.“

„Und siehe, so hat es Gott gefallen, keines der von Ihm geschaffenen Elemente ruhen zu lassen, auf dass Seine Allmacht offenkundig sei, denn klein wäre der Ewige, wenn Er nicht imstande gewesen, alle vier Elemente mit Seinem Odem zu erfüllen, wie Er jenes so herrlich belebt hat, in dem die Menschen sich bewegen. Hat Er darum einen Raum feinstofflich gemacht, so schuf Er in ihm die Wesen grob von Stoff, und war anderorts der Raum zu grob, dann schuf Er die Kreatur desto feiner. Wir Erdmännchen nun haben ein grobes Element, darum müssen wir selber so fein sein, um ungehindert hindurch zu können wie der Strahl der Sonne, der in unsere Behausungen dringt.“

„Wie ist das seltsam, wie ist das unausdenkbar groß“, sprach der Berggeist langsam mit tiefer Feierlichkeit.

Und nach einer Weile des Schweigens: „Was mag der allmächtige Vater mit mir noch vorhaben.“

„Des Sorge dich nicht, Bruder, denn was es auch sei, unseres Vaters Ratschlüsse sind weise und gut. Und solltest du je durch Leid gehen müssen, dann trage es willig, denn wisse, dass wir alle aufwärts müssen zu Ihm, dass aber für niemanden der Weg anders geht als durch die Pforte des Leides.“

„Die Harmonie des Ewigen sei in uns! Wahrlich, du hast

recht geredet, Bruder“, rauscht es, und wie sie aufblicken, schwebt ein Wesen des Luftreiches über ihnen, eine mächtige Gestalt, weit über Menschenmaß groß.

„Wir grüßen dich, Sohn des Windes: Die Liebe der Menschen komme zu uns!“, antwortete der uralte, weise Gnom.

„Ach, Bruder, dass sich dein Gruß doch mehr erfüllte! Käme doch die Liebe der Menschen mehr zu uns! Aber ich, der ich ständig um sie bin, sehe besser, wie ihr Treiben ist und was ihr Sinnen erfüllt, ihr würdet es begreifen können, dass wir Söhne der Luft oft mit tiefem Zorn erfüllt werden über ihr törichtes, sinnloses Trachten und über sie wegfegen und mahnen, beschwören, drohen, heulen und toben, dass die Bäume brechen und ihre Häuser beben! Aber sie haben Augen, sehen unser Mahnen und verstehen es nicht, sie haben Ohren und hören es nicht. Der Allmächtige selbst hat Seine Sonne ans Firmament gesetzt – doch sie erkennen ihre wahre Heimat, das geistige Reich Gottes, nicht! Sie wühlen und hasten und jagen, sie sehen überall hinein, nur nicht in ihre Brust; sie spähen und horchen in alle Richtungen und hören nur auf die eine Stimme nicht, die doch so beredt aus jedem Blumenkelche spricht: auf die Stimme unserer großen, gütigen Mutter Natur! Morgen tritt der Mond in das Sternbild des Wassermanns, das Zeichen der Luft. Morgen wieder ist unser Tag. Morgen wieder wollen wir mit unserer ganzen Kraft zu ihnen reden und sie mahnen.“

„Bruder“, hob das weise Bergmännchen sehr ernst und versonnen an, „was du da über die Menschen sagst, ist tief bekümmertlich; aber sage mir das eine: Sind sie alle so? Mich deucht, es gebe doch viele unter ihnen, die mit heißer Inbrunst suchen, die ihre brennenden Augen immer wieder auf die Sterne des Himmels richten, wie die Verdurstenden nach jedem Wort der großen Mutter lechzen, und deren Liebe so stark ist, dass Tausende von uns in ihr Erlösung finden. Sag, ist es nicht so?“

„Es ist so, wie du sagst, Bruder“, entgegnete der Sylphe mit leiser Stimme.

„So wollen wir nicht klagen und verzagen, junger Luftgeist, denn diese wenigen werden Führer von vielen werden, und wenn es Gott gefällt, werden sie einst zahlreich sein, denn wisse, dass nichts seinen Weg nehmen kann ohne Gottes Willen. Das scheinbar Verworrenste ist weise und hat seine Ursache, nur wir haben nicht die Kraft, sie zu erkennen. Eines aber wissen wir alle: dass alles aus Gott ist und jedes wieder zu Ihm zurück muss. In des Allmächtigen Ratschluss allein aber stehet Sein Weg. Darum Sorge dich nicht, Bruder, und quäle dich nicht, denn alles hat seine Zeit und Stunde, und was dir lang erscheint, ist nicht einmal ein Atemzug aus der Brust der Gottheit. Dies merke dir wohl. Schau die Sterne oben am Himmel und freue dich; denn solange diese Schutzengel am Firmamente stehen, kann kein Geschöpf ganz in die Irre gehen. Der Allmächtige hat sie vor die Tür der wahren Heimat all Seiner Kinder gestellt, damit wir den Weg finden zu ihr.“

Da bemerkten sie, dass sich ein großer Kreis andächtig lauschender Zuhörer um sie gebildet hatte. Holdleibige Nymphen in hauchdünnen Gewändern wie Nebel an frühen Herbsttagen; drollige, gutäugige Moosmännlein, längelang hingestreckt, die Faust unters langbärtige Kinn gestützt; ein paar Wesen zutiefst aus der Erde, aus dem Reiche des Feuers, die in dieser prangenden Vollmondnacht emporgestiegen waren, um die strahlende, funkelnde Himmlesscheibe anzubeten; und ganz zu äußerst, stehend und ständig zu rascher Flucht bereit, die scheuen Waldleute, die die Menschen Faune und Satyrn nennen.

Zwischen ihnen aber schwebten die lieblichen Kinder der Blumen, deren Gestalten wie zusammengeflochtene Mondfäden schimmerten. Ein Königskerzenelf war darunter, von so strahlender Schönheit, dass ein tiefes, heiliges Schweigen eintrat.

Und in dieses Schweigen der Liebe klang nun umso eindringlicher ein derartiges Gewirr von Stimmen und unaufhörlichem Flattern, Huschen und Flügelzucken, dass die mondhelle Nacht davon erfüllt war bis zum Rande.

...

Hans Sterneder und sein Sonnenbruder

„Einführung zu innigstem Naturerleben.“ Unter dieses Motto stellte Hans Sterneder seinen Roman vom „Sonnenbruder“ Beatus Klingohr, den die Literaturkritik zum schönsten Landstreicher-Roman seiner Zeit erhob.

Neben „Der Bauernstudent“ und „Der seltsame Weg des Klaus Einsiedel“ ist es Sterneders dritter autobiographisch gefärbter Roman, das Buch seiner Wanderjahre, das von seinem fast dreijährigen Leben auf der Landstraße erzählt.

Geboren 1889 als unehelicher Sohn einer Bauernmagd und eines Gutsbesitzersohnes in Eggendorf in Niederösterreich, erlebte Sterneder eine sehr wechselvolle Kindheit. Da der rittergutsbesitzende Großvater eine Heirat der Eltern ablehnte, wuchs der kleine Hans in der „Armeleuthausung“ der Großmutter mütterlicherseits auf. Jahre später gab der Großvater seinen Widerstand auf, die Eltern heirateten, und Hans übersiedelte mit seiner Mutter auf das Rittergut. Großvater und Enkel verband bald eine innige Liebe und der Rittergutsbesitzer bereute seine anfängliche Ablehnung.

Nach der Matura (Abitur) trafen den jungen Sterneder innerhalb kürzester Zeit mehrere Schicksalsschläge. Zuerst starb der Vater, dann die gutsbesitzenden Großeltern und schließlich ging auch das Rittergut verloren.

Der Schmerz und die Verzweiflung trieben ihn hinaus auf die Landstraße, ins bunte Leben der Walzbrüder und wandernden Handwerksburschen. Von 1909 bis 1911 war er selber ein Heimat-

loser, ein Umhergetriebener, ein Vagabund auf den Landstraßen Europas. Er beschrieb die Erlebnisse dieser Zeit einmal so:

„So ging ich auf die Landstraße. Zog gejagd und getrieben von meiner Seelennot kreuz und quer durch Europa. Die verschiedenen Angesichte der Landschaften, die Baustile fremder Völker und ihre Sitten sah ich. Stieg heute über hohe Gebirgsketten, wanderte morgen durch die Einsamkeit unendlicher Ebenen. Schaukelte heute auf kleinem Segelkutter an den dalmatinischen Inseln der blauen Adria vorbei, lag morgen in Palermo wochenlang im wilden Hafengewühl, sog Mauren-, Sarazenen-, Griechen- und Normannenkunst in meine Seele. Bestaunte die Wunder französischer Kathedralen, wurde lange Zeit von den steinernen Stifterfiguren Naumburgs gebannt. Stocherte durch die Grachten Amsterdams, stand vor Rembrandt. Lag heute am Waldrand, schlief morgen im Stall, kroch ungezählte Male in die duftende Wärme köstlicher Heuschaber und dann wieder in das trübe Bett einer übelriechenden Vagabundenherberge ‚Zur Heimat‘, wenn draußen das Land voll Regen und Kälte war. Streckte mein müdes Gebein wie ein Fürst auf den blitzenden Linnen eines stillen deutschen Schlosses, nachdem die hungrige Seele mit Beethoven und Bach gelabt worden war. Musste ein andermal weit drinnen in Frankreich finstere Novembernächte durch endlose, schwere Regenschauer tapfen, um mich nicht auf den Tod zu erkälten. War so zwei Jahre mit Träumern und Spitzbuben und Handwerksburschen, mit Kärnern und Zigeunern und allem, was sonst sich auf den Straßen der Welt herumtreibt, beisammen.“

Thomas Eich